

Die *Ilias*, oder das Gedicht von der Gewalt

Simone Weil

Die *Ilias*, oder das Gedicht von der Gewalt

Aus dem Französischen und
mit einem Essay von Wolfgang Matz



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Simone Weil

Die *Ilias*, oder das Gedicht von der Gewalt

7

Wolfgang Matz

**Simone Weil, der trojanische Krieg
und der Krieg**

59

Anhang

Nachweise

97

Editorische Notiz

101

Simone Weil

Die *Ilias*, oder das Gedicht von der Gewalt

Der wahre Held, das wahre Thema, die Mitte der *Ilias* ist die Gewalt. Die Gewalt, die von Menschen ausgeübt wird, die Gewalt, welche die Menschen unterwirft, die Gewalt, vor der das Fleisch der Menschen zurückschreckt. Die menschliche Seele erscheint hier unaufhörlich verändert durch ihr Verhältnis zur Gewalt, wird fortgerissen, geblendet durch die Gewalt, die sie zu beherrschen glaubt, wird gebeugt unter der bezwingenden Gewalt, welche sie erleidet. Wer erträumt hatte, die Gewalt sei, dank des Fortschritts, nunmehr Teil der Vergangenheit, erblickte in diesem Gedicht vielleicht ein bloßes Dokument; wer aber zu erkennen vermag, dass die Gewalt, heute wie einst, die Mitte ist von jeder menschlichen Geschichte, der findet in ihr den schönsten, den reinsten Spiegel.

Die Gewalt ist das, was aus jedem, der ihr unterworfen ist, ein Ding macht. Geht ihre Anwendung ins Extrem, so macht sie aus dem Menschen im wortwörtlichen Sinn ein Ding, denn sie macht aus ihm eine Leiche. Da war jemand, und einen Augenblick später ist da niemand. Dieses Bild stellt uns die *Ilias* unermüdlich vor Augen:

... die Pferde

*Ließen die leeren Wagen scheppern auf den Straßen
des Kriegs.*

*Trauernd um ihre untadlichen Lenker. Am Boden
Lagen sie, kostbarer den Geiern als ihren Frauen.**

Der Held ist ein Ding, hinterm Wagen durch den Staub geschleift:

... rundum das Haar
*Schwarz ausgebreitet, und sein Kopf ganz im Staube
Lag, anmutig einst; nun Zeus seinen Feinden
Gewährte, ihn auf heimischer Erde zu schänden.*

Die Bitternis eines solchen Bildes kosten wir rein, es mildert sie keine stärkende Erfindung, keine tröstliche Unsterblichkeit, kein schaler Heiligschein von Ruhm oder Vaterland.

*Seine Seele schwebte hinaus aus den Gliedern, ging in
den Hades,
Weinend über ihr Schicksal, verlassend Mannkraft
und Jugend.*

* Die Übersetzung der zitierten Passagen ist neu. Jede Zeile übersetzt einen griechischen Vers, Zeilensprünge und Enjambements sind genau wiedergegeben; die Reihenfolge der griechischen Wörter innerhalb eines Verses ist so weit wie irgend möglich respektiert.

Ergreifender noch, durch den so schmerzlichen Kontrast, ist das plötzliche, gleich wieder verlöschende Bild einer anderen Welt, die ferne, zerbrechliche und rührende Welt von Frieden, Familie, die Welt, wo jeder Mensch für die ihm Nächsten das ist, was am meisten zählt:

Sie rief ihre Dienerinnen mit schönem Haar durch die Wohnstatt,

Ans Feuer den großen Dreifuß zu stellen, damit es Für Hektor gebe ein warmes Bad bei der Rückkehr vom Kampf.

Die Ahnungslose! Sie wusste es nicht, fern von den warmen Bädern

Hatte Achills Arm ihn unterworfen, mit Hilfe der grünäugigen Athene.

Natürlich, er war fern von den warmen Bädern, der Unglückliche. Er war nicht der einzige. Fast die ganze *Ilias* spielt fern von den warmen Bädern. Fast das ganze menschliche Leben spielte immer fern von den warmen Bädern.

Die Gewalt, die tötet, ist eine summarische, grobe Form der Gewalt. Um wie vieles verschiedenartiger im Vorgehen, um wie vieles überraschender in den Wirkungen ist die andere Gewalt, jene, die nicht tötet; das heißt, die noch nicht tötet. Sie wird ganz sicher töten, oder vielleicht töten, oder schwebt auch nur über dem Menschen, den sie im nächs-

ten Augenblick töten kann; in jedem Fall macht sie den Menschen zu Stein. Aus der Macht, einen Menschen in ein Ding zu verwandeln, indem man ihn sterben lässt, entspringt eine andere Macht, noch viel wunderbarer, nämlich die, ein Ding zu machen aus einem Menschen, der weiterlebt. Er ist lebendig, hat eine Seele; er ist trotzdem ein Ding. Hochseltsames Wesen, ein Ding mit einer Seele; seltsamer Zustand für die Seele. Wer kann sagen, was es sie in jedem Augenblick kostet sich anzupassen, zu winden und zu verbiegen? Sie ist nicht geschaffen, in einem Ding zu wohnen; wird sie gezwungen, gibt es nichts in ihr, was frei wäre vom Erleiden der Gewalt.

Ein waffenloser, nackter Mensch, auf den sich eine Waffe richtet, wird zur Leiche, bevor sie ihn trifft. Einen Augenblick noch überlegt er, handelt, hofft:

*Er dachte nach, reglos. Der andre kommt näher,
ganz verschreckt,
Voll Angst, seine Knie zu berühren. Er wollte in
seinem Herzen
Entkommen dem bösen Tod, dem schwarzen
Schicksal ...
Und mit dem Arm umschlang er flehend die Knie,
Mit dem andern hielt er die spitze Lanze und ließ sie
nicht los ...*

Doch bald hat er verstanden, dass die Waffe sich nicht abwenden wird, und obwohl er noch atmet,

ist er nur noch Materie, er denkt noch und kann nicht mehr denken:

*So sprach des Priamos glänzender Sohn
In flehenden Worten; er vernahm die unerbittliche
Stimme;*

.....

*Er sprach; dem anderen zittern Knie und Herz;
Er lässt los den Speer und stürzt rückwärts, erhebt
die Hände,
Die beiden Hände. Achill zieht sein scharfes Schwert,
Trifft ihn am Schlüsselbein, nah am Hals; und ganz
und gar
Dringt ein das zweischneidige Schwert. Er, auf dem
Gesicht, am Boden,
Lieg da, und das schwarze Blut strömt und
befeuchtet den Boden.*

Wenn außerhalb von jedem Kampf ein schwacher, unbewaffneter Fremder einen Krieger anfleht, so ist er nicht schon deshalb zum Tod verurteilt; doch es reicht ein Augenblick von Ungeduld auf Seiten des Kriegers, und ihm ist das Leben geraubt. Das genügt, und schon verliert sein Fleisch die wichtigste Eigenschaft von lebendigem Fleisch. Ein Stück lebendiges Fleisch zeigt sein Leben vor allem durch das Zusammenzucken; ein Froschschenkel zuckt unter dem elektrischen Schlag; der nahe Anblick oder die Berührung mit etwas Grauenvollem oder Schrecklichem bewirkt das Zusammenzucken jedes

beliebigen Bündels aus Fleisch, Nerven und Muskeln. Doch wer so fleht, erbebt nicht, zittert nicht; es ist ihm nicht mehr erlaubt; seine Lippen berühren jetzt den Gegenstand, der für ihn am schwersten beladen ist mit Grauen:

*Man sah nicht eintreten den großen Priamos. Er blieb stehen,
Umschlang die Knie von Achill, küsste seine Hände,
Die schrecklichen, männermordenden, die ihm so
viele Söhne massakriert.*

Das Schauspiel eines Mannes, hineingestürzt in ein solches Maß von Unglück, macht uns erstarren wie der Anblick einer Leiche:

*So wie das harte Unglück einen ergreift, der in
seinem Land
Getötet hat, und der ankommt an der Wohnstatt
eines anderen,
Eines Reichen; ein Schauder erfasst, die ihn sehen;
So schauderte Achill, als er den göttlichen Priamos
sah.
Auch die andern schauderten, als sie einander
erblickten.*

Doch das ist nur ein Augenblick, und vergessen ist bald sogar die Gegenwart des Unglücklichen:

Er sprach. Der andre, seines Vaters gedenkend, wollte weinen;

Er nahm an der Hand den Alten und stieß ihn ein wenig zurück.

Beide erinnerten sich, der eine an den männermordenden Hektor,

Und er verging in Tränen, zu Füßen des Achill, am Boden;

Aber Achill beweinte den Vater, und für Augenblicke auch

Patroklos; beider Schluchzen erfüllte die Wohnstatt.

Nicht aus Unempfindlichkeit stößt Achill mit einer Geste den an seine Knie gepressten Alten zu Boden; die Worte des Priamos, der seinen alten Vater erwähnt, haben ihn zu Tränen bewegt. Nur ist er ganz einfach so frei in seinem Verhalten, in seinen Bewegungen, als sei es kein Flehender, sondern ein lebloser Gegenstand, was dort seine Knie berührt. Die menschlichen Wesen um uns herum haben allein durch ihre Gegenwart eine Macht, die nur sie besitzen, nämlich dass sie jede der Bewegungen, die unser Körper andeutet, aufhalten, unterdrücken, verändern können; ein Vorübergehender lenkt unseren Schritt auf der Straße nicht in gleicher Weise ab wie ein Wegweiser; wir stehen nicht auf, wir gehen nicht, wir setzen uns nicht auf die gleiche Weise, wenn wir in unserem Zimmer allein sind oder in Anwesenheit eines Besuchers. Doch dieser undefinierbare Einfluss menschlicher Gegen-

wart wird nicht ausgeübt von Menschen, denen ein Augenblick von Ungeduld das Leben rauben kann, bevor noch ein Gedanke die Zeit hatte, sie zum Tod zu verurteilen. Vor ihnen bewegen sich die anderen, als wären sie nicht da; und sie selbst, ihrerseits, in der unmittelbaren Gefahr, jeden Augenblick ins Nichts gestürzt zu werden, imitieren dieses Nichts. Gestoßen, stürzen sie, gestürzt, bleiben sie liegen, so lange, bis der Zufall im Geist von irgendwem den Gedanken weckt, ihnen aufzuhelfen. Doch endlich wieder aufgerichtet, freundlicher Worte gewürdigt, gestatten sie sich nicht, diese Auferstehung ernst zu nehmen, wagen nicht, einen Wunsch zu äußern; eine verärgerte Stimme brächte sie sofort zum Schweigen:

Er sprach, und der Alte zitterte und gehorchte.

Zumindest werden die Flehenden, einmal erhört, wieder zu Menschen wie die anderen. Doch es gibt noch Unglücklichere, die, ohne zu sterben, Dinge geworden sind für ihr ganzes Leben. Es findet sich in ihren Tagen keinerlei Spiel, keinerlei Leerraum, keinerlei freies Feld für irgendetwas, was von ihnen selber kommt. Sie sind nicht Menschen, die härter leben als andere, gesellschaftlich tiefer stehen als andere; sie sind eine andere Gattung Mensch, ein Kompromiss zwischen Mensch und Leiche. Dass ein Mensch ein Ding sei, ist, logisch gesehen, ein Widerspruch; aber ist das Unmögliche Wirklich-

keit geworden, wird der Widerspruch in der Seele zu zerreißendem Schmerz. Dieses Ding verlangt in jedem Augenblick, ein Mann, eine Frau zu sein, und es gelingt ihm in keinem Augenblick. Ein Tod, der sich hinzieht über ein ganzes Leben; ein Leben, das der Tod erstarren ließ, lang bevor er es ausgelöscht hat.

Die Jungfrau, Tochter eines Priesters, erleidet dieses Schicksal:

Ich gebe sie nicht zurück. Zuvor soll das Alter sie nehmen,

*In unserer Wohnstatt, in Argos, fern ihrem Land,
Dass sie geht vor den Webstuhl, kommt in mein Bett.*

Die junge Frau, junge Mutter, Gattin des Fürsten, wird es erleiden:

*Und eines Tages vielleicht in Argos webst du die
Wolle für eine andre
Und trägst das Wasser der Messeis oder Hypereia
Wider deinen Willen, unter dem Druck einer harten
Notwendigkeit.*

Das Kind, Erbe des königlichen Zepters, wird es erleiden:

*Sie werden gewiss entschwinden im Bauch der hohlen
Schiffe,
Ich unter ihnen; du, mein Kind, entweder mit mir*

*Wirst du mir folgen und tun niedrige Arbeit,
Dich quälen unterm Blick eines Herrn ohne Güte ...*

Ein solches Schicksal ist, in den Augen der Mutter, ebenso furchterregend für ihr Kind wie der Tod selber; der Gatte verlangt zu sterben, ehe er seine Frau da hineingestürzt sieht; der Vater ruft alle Plagen des Himmels über das Heer, das seine Tochter dem unterwirft. Doch bei denjenigen, die es trifft, vernichtet ein so brutales Schicksal Verwünschungen, Revolten, Vergleiche, Gedanken über Zukunft und Vergangenheit, fast sogar die Erinnerung. Es steht dem Sklaven nicht zu, treu zu sein seiner Stadt und seinen Toten.

Stirbt oder leidet einer von denen, die ihm alles genommen haben, seine Stadt zerstört, die Angehörigen vor seinen Augen massakriert, dann weint der Sklave. Warum nicht? Erst jetzt ist ihm das Weinen erlaubt. Es wird sogar verlangt. Doch in der Sklaverie, gibt es da nicht immer Tränen, die fließen werden, sobald sie es ungestraft können?

*Sie sprach weinend, und die Frauen stöhnten,
Patroklos war ihnen Vorwand, jede über die eigene
Angst.*

Bei keiner Gelegenheit ist dem Sklaven erlaubt, auch nur das Geringste auszudrücken, außer, es gefällt seinem Herrn. Sollte also in diesem so trübseligen Dasein eine Empfindung aufkeimen und es ein

wenig beleben, so kann das nur eine sein, die Liebe zum Herrn; jeder andere Weg zum Geschenk des Liebens ist versperrt, so wie einem angespannten Pferd Deichsel, Zügel, Kandare alle Wege versperren außer einem. Und erwacht kraft eines Wunders die Hoffnung, eines Tages, durch Gunst, wieder ein Jemand zu werden, bis zu welchem Grade steigern sich jetzt Dankbarkeit und Liebe für Männer, gegenüber denen eine noch ganz nahe Vergangenheit nichts wecken müsste als Grauen:

*Meinen Gatten, dem mein Vater und meine verehrte
Mutter mich gaben,
Ich habe ihn vor meiner Stadt gesehen, durchbohrt
vom scharfen Erz.
Meine drei Brüder, mir geboren von einer einzigen
Mutter,
So geliebt! sie fanden den todbringenden Tag.
Aber du ließest mich nicht, als mein Mann vom
schnellen Achill
Getötet ward und die Stadt des göttlichen Mynes
zerstört,
Tränen vergießen; du hast mir versprochen, dass der
schnelle Achill
Mich nehme zur ehelichen Frau und bringe in seinen
Schiffen
Nach Phtia, Hochzeit zu feiern unter den
Myrmidonen.
Ohne Unterlass beweine ich dich, der du immer
freundlich gewesen.*

Man kann nicht mehr verlieren, als der Sklave verliert; er verliert jedes innere Leben. Nur dann findet er ein wenig davon wieder, wenn die Möglichkeit erscheint, das Schicksal zu wenden. So ist die Herrschaft der Gewalt: Diese Herrschaft reicht ebenso weit wie die der Natur. Auch die Natur, kommen die vitalen Bedürfnisse ins Spiel, vernichtet jedes innere Leben und sogar den Schmerz einer Mutter:

Denn selbst Niobe mit dem schönen Haar dachte ans Essen,

*Sie, deren zwölf Kinder umkamen in ihrem Haus,
Sechs Töchter und sechs Söhne im blühenden Alter.*

*Diese tötete Apoll mit seinem silbernen Bogen
In seinem Zorn gegen Niobe; jene tötete Artemis, die Pfeile liebt.*

Sie hatte nämlich sich gleichgestellt der schönwangigen Leto,

*Sagte »diese hat zwei Kinder; ich habe viele geboren«.
Und diese zwei, obgleich nur zwei, ließen sie alle sterben.*

*Sie lagen neun Tage im Tod; keiner kam
Sie zu begraben. Die Menschen waren jetzt Stein
nach dem Willen des Zeus.*

Und am zehnten Tag wurden sie beerdigt von den himmlischen Göttern.

Doch sie dachte ans Essen, als sie müd war der Tränen.

Niemals hat man mit einer solchen Bitterkeit das Elend des Menschen ausgedrückt, das ihn sogar unfähig macht, sein Elend zu spüren.

Die von einem anderen ausgeübte Gewalt beherrscht die Seele wie äußerster Hunger, sobald sie sich stützt auf die ständige Macht über Leben und Tod. Und es ist eine Herrschaft, so kalt, so hart, als werde sie von lebloser Materie ausgeübt. Der Mensch, der sich überall als der Schwächste sieht, ist im Herzen der Städte so allein, ja noch mehr als sogar der Mensch, der sich in der Wüste verirrt.

*Zwei Fässer stehen auf der Schwelle des Zeus,
Darin die Gaben, die er gibt, schlechte in einem, gute
im andern,
Wem er die üblichen Gaben reicht, den überlässt er der
Schändung;
Das schlimme Verlangen jagt ihn über die göttliche
Erde;
Er irrt umher, und es achten ihn weder Menschen
noch Götter.*

So gnadenlos die Gewalt vernichtet, so gnadenlos berauscht sie den, der sie besitzt oder zu besitzen glaubt. Keiner besitzt sie wirklich. Die Menschen in der *Ilias* sind nicht geteilt in Besiegte, Sklaven, Flehende auf der einen Seite, in Sieger, Anführer auf der anderen; es findet sich dort kein einziger Mensch, der nicht in irgendeinem Augenblick gezwungen ist, sich zu beugen unter die Gewalt.

Die Soldaten, obwohl frei und bewaffnet, erleiden trotzdem Befehle und Schändungen:

Jeder Mann aus dem Volk, den er sah und schreiend antraf,

*Mit seinem Zepter schlug er ihn und wies ihn zurecht:
»Elender, sei still, hör zu, was andere reden,
Deine Oberen. Du hast weder Mut noch Gewalt,
Du zählst für gar nichts im Kampf, für gar nichts im Rat ...«*

Thersites bezahlt teuer für Worte, die doch vollkommen vernünftig sind und denen ähneln, die Achill spricht.

Er schlug ihn; der krümmte sich, seine Tränen flossen eilig,

*Eine blutige Schwellung auf seinem Rücken entstand
Unter dem goldenen Zepter; er saß hin und bekam Angst.*

*In Schmerz und Bestürzung wischte er sich die Tränen.
Die anderen, trotz ihres Leids, freuten sich und lachten.*

Aber sogar Achill, den stolzen, unbesiegten Held, zeigt man uns schon zu Beginn des Gedichts weinend vor Erniedrigung und machtlosem Schmerz, nachdem man ihm vor seinen Augen die Frau geraubt hat, die er zu seiner Gattin machen wollte, und ohne dass er sich zu wehren wagt.

... Aber Achill

*Setzte sich weinend fern von den Seinen, abseits,
Ans Ufer der blassen Wellen, den Blick aufs
schäumende Meer.*

Agamemnon hat Achill mit bewussten Worten gedemütigt, zeigt ihm, er ist der Herr:

*... Damit du es weißt,
Dass ich mehr kann als du, und jeder andere wird
zögern,
Mich als gleich zu behandeln und mir zu bieten die
Stirn.*

Doch ein paar Tage später weint der oberste Anführer seinerseits, gezwungen, sich zu erniedrigen, zu flehen, und er spürt den Schmerz, es vergeblich zu tun.

Die Schande der Angst wird ebenfalls keinem erspart unter den Kämpfern. Die Helden zittern wie die anderen. Eine Drohung von Hektor genügt, und alle Griechen, ohne Ausnahme, sind erschüttert, abgesehen von Achill und den Seinen, doch die sind nicht da:

*Er sprach, und alle verstummten und schwiegen;
Spürten Scham, sich zu weigern, Angst, es zu tun.*

Doch kaum tritt Ajax nach vorn, wechselt die Angst die Seiten:

*Den Troern lähmte ein Zittern des Schreckens die
Glieder;
Hektor sogar schlug das Herz in der Brust;
Doch ihm war nicht mehr erlaubt zu zittern oder zu
fliehen ...*

Zwei Tage später spürt Ajax selber den Schrecken:

*Zeus der Vater, hoch oben, in Ajax lässt er wachsen
die Angst.
Er hält ein, verschreckt, tut hinter sich den
siebenhäutigen Schild,
Zittert, schaut entsetzt auf die Menge, gleich einem
Tier ...*

Sogar Achill geschieht es einmal, dass er aus Angst zittert und stöhnt, vor einem Fluss, das stimmt, nicht vor einem Mann. Mit Ausnahme von ihm werden uns absolut alle in irgendeinem Augenblick als Besiegte gezeigt. Die Tapferkeit trägt weniger bei, über den Sieg zu entscheiden, als das blinde Schicksal, dargestellt durch die goldene Waage des Zeus.

*In diesem Augenblick richtete Zeus der Vater seine
goldene Waage.
Er legte auf sie zwei Lose des Todes, der alles
niedermährt,
Eins für die pferdebändigenden Troer, eins für die
erzgeschürzten Griechen.*

Erste Auflage Berlin 2025
Copyright © 2025
MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenerstr. 57A | 10965 Berlin | Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.
Titel der Originalausgabe: *L'Iliade, ou le poème de la force*,
erstmals erschienen in der Zeitschrift
Cahiers du Sud (230/231), Marseille, 1940/1941
Satz: psb, Berlin
Druck und Bindung: Art-Druk, Szczecin
Printed in Poland
Umschlaggestaltung nach einer Idee von
Pierre Faucheur
ISBN 978-3-7518-3057-7
www.matthes-seitz-berlin.de